

„Ha, hit denk i, wie hab ich au des alles gmocht.“

Interviews mit Bäuerinnen aus dem Kinzig- und Gutachtal

Inge Jockers

Durch meine Arbeit am Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach komme ich oft mit älteren Bäuerinnen ins Gespräch. Sie erzählen mir von ihrem Leben auf den Höfen im Schwarzwald. Da es über das Alltagsleben der Bäuerinnen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur wenige Untersuchungen gibt, die auf Befragungen beruhen – zwei Arbeiten, die sich mit der Situation der Bäuerinnen in Baden-Württemberg befassen, stammen aus den Jahren 1913 und 1918¹ – entschloß ich mich, diesen Erfahrungsschatz der Frauen in einer Ausstellung im Museum und in einer Broschüre zu dokumentieren.

Die Interviews mit Bäuerinnen und ehemaligen Mägden führte ich von Oktober 1996 bis Februar 1997. Es waren offene Befragungen. Als Grundlage diente eine Aufstellung von Themen, die im Laufe des Gesprächs abgehandelt wurden. Die Frauen erzählten mit großer Offenheit ihre persönlichen Erlebnisse. Das ist für diese Generation nicht selbstverständlich. Die Interviews habe ich auf Tonband aufgezeichnet. Beim Transkribieren der Texte wurde mir noch einmal die starke Ausdruckskraft des Dialekts der Frauen bewußt. Es erscheint mir wichtiger, diese Sprache festzuhalten und auch im folgenden Text mich immer wieder auf die wörtlichen Aussagen der Frauen zu beziehen, als eine Zusammenfassung und Interpretation der Gespräche zu bieten. Deshalb sind im folgenden Text die Zitate wörtlich im Dialekt der Befragten wieder gegeben. So geht nichts von der Aussagekraft der Sprache verloren. In Klammern hinter den Zitaten ist das Geburtsjahr der Befragten vermerkt. Ein Geburtsdatum kann mehreren Befragten entsprechen. Insgesamt wurden 14 Frauen befragt, die zwischen 1911 und 1936 geboren wurden. Die Befragten stammen aus dem Kinzigtal und dem Gutachtal.

Als Ergänzung dazu befragte ich fünf junge Bäuerinnen, geboren zwischen 1953 und 1967. Zur Ausstellung „Frauen auf dem Schwarzwaldhof“ entstand eine Broschüre, in der die im folgenden angesprochenen Themen ausführlicher dargestellt sind. Ebenso darin enthalten sind die Interviews mit ehemaligen Mägden und den jungen Bäuerinnen. Ich beschränke mich hier auf eine Zusammenfassung der Befragung der Bäuerinnen. Die Erlebnisberichte der Zeitzeuginnen geben einen lebendigen Einblick in die Alltagsgeschichte.

1. Frauen auf dem Schwarzwaldhof

Der Alltag der Frauen, ihre Arbeit, ihr Denken und Fühlen, ihre Sorgen und Freuden drehten sich um das Wohl des Hofes. Ihre eigene Persönlichkeit stand im Hintergrund. Darüber wurde nicht gesprochen. Sie fügten sich in die bestehende Hierarchie auf den Höfen ein. Der Bauernhof wurde wirtschaftlich geleitet vom Hofbesitzer, dem Bauern. Er vertrat als Oberhaupt die Familie auch als Arbeits- und Erwerbsgemeinschaft nach außen. Die Bäuerin war im Idealfall seine engste Beraterin und Mitarbeiterin. Die Zuständigkeit für einzelne Arbeitsbereiche auf dem Hof war aufgeteilt. Der Bauer war verantwortlich für Feld, Wiesen, Wald und Vieh, die Bäuerin für Haus, Schweine, Kleinvieh und Garten.

Die Erziehung der Mädchen auf den Bauernhöfen war auf ihre spätere Bestimmung hin ausgerichtet. In der traditionell geprägten Bauernfamilie war die Frau dem Mann untergeordnet.

„Der Mann versteht zu leiten, zu beurteilen, und hat den Willen dazu. Die Frau versteht auszuführen, aber meist nicht selbständig zu denken und zu urteilen. Dieser Unterschied wird durch die Anschauung der Eltern großgezogen, dass das Mädchen Selbständigkeit und den Willen dazu nicht nötig hat, da sie es später doch so zu machen hat, wie der Mann es wünscht.“²

Ihre Zukunftsvorstellung war, auf einen Hof zu heiraten und selbst Bäuerin zu werden. Als Bäuerin kam für die Bauernsöhne nur eine Bauerntochter eines Hofes vergleichbarer Größe in Betracht.

„Die heiratsfähigen Mädchen warten still, fast fatalistisch zu Hause, bis ein Mann sie will. Der Hofbauer kann erst, wenn die Eltern geneigt sind, den Hof abzugeben, auf Brautschau gehen. Dabei sind die Mitgift- und Vermögensverhältnisse des Mädchens ausschlaggebend, sie sind wegen der Auszahlung der weichenden Erben für den Hofbauer von Wichtigkeit.“³

Die ersten Jahre nach der Hochzeit auf dem neuen Hof waren für die jungen Frauen meistens hart. Oft gehörte der Hof noch den Schwiegereltern, die in allen Dingen das Sagen hatten. Die räumlichen Gegebenheiten im Schwarzwaldhaus zwangen zum Führen eines gemeinsamen Haushaltes.

„Für die noch unerfahrene junge Frau ergibt sich daraus eine Fülle von Kränkungen, denn die Kritik der alten Bäuerin an ihrer Tätigkeit ist noch härter als die des Mannes.“⁴

Die Arbeitsbereiche der Frauen galten als minderwertig: Haushalt, Kochen, Wäsche, Kinder und Kleinvieh sowie der Garten mußten von den Frauen nebenher erledigt und versorgt werden. Ihre Hauptaufgabe war es, dem Bauern bei seiner Arbeit zur Hand zu gehen, ihm zuzuarbeiten. Umgekehrt war das in keinem Bereich der Fall. Ihr Mitspracherecht war gering.



*Beim Heuen, um 1939
(Privatbesitz)*

„Die Resignation erstreckt sich hauptsächlich auf das Gebiet des persönlichen Zusammenlebens der Ehegatten, bei dem die Frau sich dem Autoritätswillen des Mannes unterwirft. Sie lernt z.B. auch, jegliche Kritik an der Lebensführung des Mannes zu unterlassen. Alkohol, sexuelle Exzesse und Kartenspiel mit ihrem Verbrauch von schwer errungenen Mitteln, die drei Laster, denen besonders der Schwarzwaldbauer in der langen Untätigkeit im Winter leicht unterliegt, hat die Bäuerin stillschweigend hinzunehmen.“⁵

Eine weitere Belastung waren die zahlreichen Kinder, die in kurzen Abständen geboren wurden und versorgt werden mußten. Erst mit dem Alter gelang es den Frauen, ihre Stellung auf dem Hof aufzuwerten. Zunächst waren sie mit Arbeit und Verantwortung überlastet.

Mädchenzeit: „Mir hen eich ufzoge, jetz schaffe ner zerscht ebbis.“ (1920)

Auf einem Bauernhof aufzuwachsen, hieß für jedes Kind von klein auf, am Arbeitsalltag der Familie teilzuhaben.

„Hajo, do hesch jo gar nix anders gsehne. Heim vun de Schuel, z'Middag gesse, schaffe, schriebe, wenn der Glick ghoe hesch.“ (1920)

Die Arbeitskraft der Mutter wurde auf dem Feld gebraucht. So betreuten die Mädchen oft schon im Alter von fünf Jahren jüngere Geschwister. Die Arbeit der Mädchen war vielfältig. Wo wenig Kraft, aber eine hilfreiche Hand nötig war, wurden sie im Haus und auf dem Feld eingesetzt. Sobald die Mädchen alt genug waren, um die meisten der auf dem Hof anfallenden Arbeiten zu bewältigen, mußten sie die Magd ersetzen, die daraufhin entlassen werden konnte.

„Ich hab miesse d'Magd moche. Also in de achte Klasse, hem mir kei Magd mehr ghoe. Ich war d'Eldeschte un ich hab halt droe miesse.“ (1920)

Nach der Schulentlassung galten die Mädchen als vollwertige Arbeitskräfte. Am Anfang fiel ihnen die tagtägliche harte Arbeit sehr schwer. Auf mögliche körperliche Beeinträchtigungen wurde keine Rücksicht genommen. Im Frühjahr mußten die Mädchen beispielsweise die für sie oft viel zu schweren Steine von den Wiesen tragen. Sie erlebten ihre Überforderung, aber es gab keinen Ausweg.

„Ich han's als z'erscht, wo ich us de Schuel gsi bin, au fascht nit breschiert (ertragen). Bin au eweng einsitig. Ich glaub vum Stei trage, biem Matte ruume.“ (1912)

Zum Sonntag gehörte der Gang in die Kirche. Auf dem Nachhauseweg genossen die Mädchen die knappe Zeit ohne Aufsicht und Verpflichtungen. Sie waren unter sich und nutzten die Zeit bewußt zur Erholung und zum Gespräch. Eine Frau lächelte, als sie sich an diese Sonntagnachmittage erinnerte.

„Am Sundig het mer's schee ghoe. Mer isch halt in d'Kirch am Vormiddag, am Nomedag in d'Veesper. S'het nix anders gäe, hen miesse. No hem mer uf ere Onhöeh e Wiese ghoe. Do sim mer als nuf un sin uf e Bänkle ghockt un hen durch s'Dal guckt. Mir Maidli, sunsch niemes.“ (1911)

Die einzige Fortbildungsmöglichkeit, die die Mädchen nach der Schulentlassung nutzen durften, war der pflichtgemäße Besuch der Kochschule. Sie waren froh, dem eintönigen Arbeitsalltag des Hofes zu entfliehen. Alle anderen Wünsche der Mädchen, den Hof zu verlassen und als Dienstmädchen in einem fremden Haushalt neue Erfahrungen zu sammeln oder die Kurse der sogenannten Winterschule der Landwirtschaftsämter zu besuchen, blieben unerfüllt. Ihre Arbeitskraft war für Hof und Familie unentbehrlich.

„Ich hab mol furt welle als Dienstmaidli. No het's gheiße, jetzt hem mer dich groß zoge, jetz schaffsch au mol ebbis zerscht. Sonscht hätte sie e Magd brucht widder.“ (1920)

„Ich war immer deheim. Ich hab net mol in d'Winterschuel derfe domols. De Vader het gsaid, ich bruch s'Maidle.“ (1936)



Beim Vorgehen, um 1940 (Privatbesitz)

Widerstand war aussichtslos. Denn bei Ungehorsam wurde den Mädchen damit gedroht, ihnen zur Hochzeit die Aussteuer zu verweigern. Sie waren zu sehr in das traditionelle Gedankengut eingebunden.

„Un d’Muedder het gsaid – mir Maidli wäre au gern in Stellung – no het d’Muedder gsaid, also no kriege ner halt nix vun deheim, wenn er emol hierate. Ich wär gern au mol an en Ort nah, dass ich eweng ebbis anders gsehne hätt.“ (1912)

Die Mädchen fügten sich in die Gegebenheiten und sahen keine Möglichkeit, aus der Familie fortzugehen, ohne daß es zum Bruch gekommen wäre.

Partnerwahl: „Also, wenn der die kriegsch, no bisch net oegschmiert, die kann schaffe.“ (1925)

Für ein Mädchen, das auf einem Schwarzwälder Bauernhof aufgewachsen war, war es selbstverständlich, als zukünftigen Mann einen Bauern zu wählen. Die Mädchen hatten wenig Gelegenheit, Männer anderer Berufe kennenzulernen. Die Alternative war, als Magd daheim oder auf einem anderen Hof zu arbeiten. Was eine begehrenswerte Bäuerin war, hatten sie

früh gelernt. Die Aussteuer mußte angemessen ausfallen und der Arbeitswille deutlich sichtbar sein. Der Gehorsam gegenüber den Eltern war für den Zukünftigen die Gewähr, eine willige Bäuerin zu bekommen.

„Ha friehjer hen sie halt druf geschaut, ob eini was mitbringt, e große Bursdochter isch. Un schaffe kann. Un sich was sage loßt. Des hen sie als gsaid, wenn eini sich ebbis sage loßt vun de Eldere, no goht's immer. Du derfsch net stur si.“ (1916)

Gab es einen Sohn in der Familie, hatte das Mädchen keine Aussicht, den elterlichen Hof zu übernehmen. Eine Frau äußerte einmal diesen Wunsch gegenüber ihrem Vater. Sie bekam eine unmißverständliche Antwort.

„Wo ich noch deheim gsi bin, hab ich mol zuem Vater gsaid, ha, de Hof kannsch au mir gäe, ich schaff' jo au wie de Brueder. No het er gsaid, aber sell kann I sage, seller wo d' Steg ruf kummt un will unser Hof, seller fliegt hochkantig drieber nah.“ (1925)

Noch die Generation der Mütter der befragten Bäuerinnen hatte nicht die Möglichkeit, ihren Mann selbst auszusuchen. Vor allem, wenn die Tochter Hoferbin war, bestimmten die Eltern die Wahl des Ehemannes.

„Mini Muedder het als erzählt, de erschte Mann isch gestorbe, sie het net derfe sage, was sie für einer will, wo sie widder ghierate het. Un s'erscht Mol scho net, sie isch verwandt gsi, s'ware Gschwisterkind. Un de zweit Mae het de Vater widder gsorget defir. Do hem mer der e Buur. Sie het ne gsehne doher laufe, ihre Vater mit dem Mae. Do hem mer der e Buur, den bhält'sch. Der het Geld ghae.“ (1912)

Die Mehrzahl der Frauen erzählte, sie habe sich ihren zukünftigen Mann in den 30er bis 50er Jahren selbst ausgewählt. Allerdings war das Einverständnis der Eltern und Schwiegereltern letztendlich doch Voraussetzung für eine Heirat.

„Manche hen jo des gmacht: Ha, du goesch dort nae. Aber ich hab mir nix sage lou.“ (1915)

„Ich han en selber usgsuechet. Oder er het mich usgsuecht.“ (1914)

Welche Rolle der Erhalt des Familiennamens dabei spielte, erfuhr eine Frau, die als einzige Tochter die Hoferbin war. Ihr Vater versuchte, für sie einen Mann gleichen Namens zu finden, damit der Hofname erhalten bliebe.

„S'Problem war, ich hätt solle e Maier (Name geändert) bringe. De Name, des war im Vater wichtig. Der het in siebe Gmeinde am e Maier gsuecht. So viel Generatione isch jetzt der Name uf dem Hof un des soll jetzt ufhere. Do sin drei Stick do gsi, wo Maier gheiße hen, wo er brocht het. Des kannsch Du mich net zwinge. Des het er dann au net.“ (1936)



Im Gespräch, um 1940 (Privatbesitz)

Die Kriterien, nach denen die zukünftige Bäuerin von den Schwiegereltern beurteilt wurde waren eindeutig: Standesgemäß muß sie sein und arbeiten muß sie können. Allein die Tatsache, daß eine Frau weiße Kniestrümpfe trug, machte sie in den Augen der zukünftigen Schwiegermutter zu einem arbeitsunwilligen Modepüppchen.

„Do isch druf guckt wore. Er het emol e onderi ghoe. Un die het halt de Schwiegermuedder net gfallt, die het wissi Kniestrümpfli oe ghoe. No het sie halt gemeint, dann kann sie net schaffe.“ (1925)

Der Bräutigam stammte meist aus der näheren Umgebung. Man lernte sich auf traditionellen Jahresfesten beim Tanz auf der Kilwi (Kirchweih), auf Märkten am Oster- oder Pfingstmontag oder auf einer Wallfahrt näher kennen.

„Am Ostermontag, Pfingstmontag, an dene Dag isch Danz gsi, am Kirbi Sundig. Es ware net soviel Gelegenheite. Aber die het mer halt gnutzt, wo do ware.“ (1915)

„In Hofstette, wo de Schellemärkt gsi isch. Do war ich mit em Brueder an Pfingschte uf em Schellemärkt. So het mer enonder kenne glehrt, do obe. Er isch mir noch gloffe. Hit laufe d’Maidli de Buebe noch.“ (1916)

Bis man sich über die Verbindung einig war, wurde der Kontakt geheim gehalten. War es einmal öffentlich bekannt, wer mit wem „ging“, stand die

Hochzeit vor der Tür. Zuvor sahen sich die Partner selten. Kam der Partner einmal zu Besuch, so blieb immer ein Erwachsener dabei und es wurde zur frühen Heimkehr angehalten. So jedenfalls wird es in der Erinnerung der Frauen dargestellt.

„So long wie möglich geheim halte. Do het mer nix devoe gwißt. Also do isch mer wirklich noch geh fenschterle gonge.“ (1924)

Kam es dann zur „Bschau“, war die Hochzeit endgültig beschlossen. Bei der „Bschau“ wurde der Hof des zukünftigen Partners mit dem Vater allein oder mit beiden Elternteilen besichtigt. Man kannte zwar meistens die Verhältnisse, aber der Brauch wurde eingehalten. Waren sich alle einig, stand einer Hochzeit nichts mehr im Wege.

„Jo, mir sin au do gsin. De Hof aeguckt, wie’s isch. De Vater isch debie gsi, d’Muedder au. S’isch halt Bschau gsi. Do het mer gwißt, wie de Hof isch. Aber des ghert halt dezue: Die hen Bschau, die mache Hochzit.“ (1911)

Hochzeit: „No het mer ghierat, no war mer versorgt.“ (1920)

Ausschlaggebend für die Zustimmung zur Partnerwahl war die Aussteuer, die das Mädchen von daheim mitbrachte. Die Aussteuer galt als Entlohnung für die unentgeltliche Arbeit, die die Mädchen bis zur Heirat auf dem elterlichen Hof geleistet haben.

„D’Muedder het als gsaid, du bisch s’ einzig Maidli, un muesch deheim schaffe, du derfsch net leer gou.“ (1915)

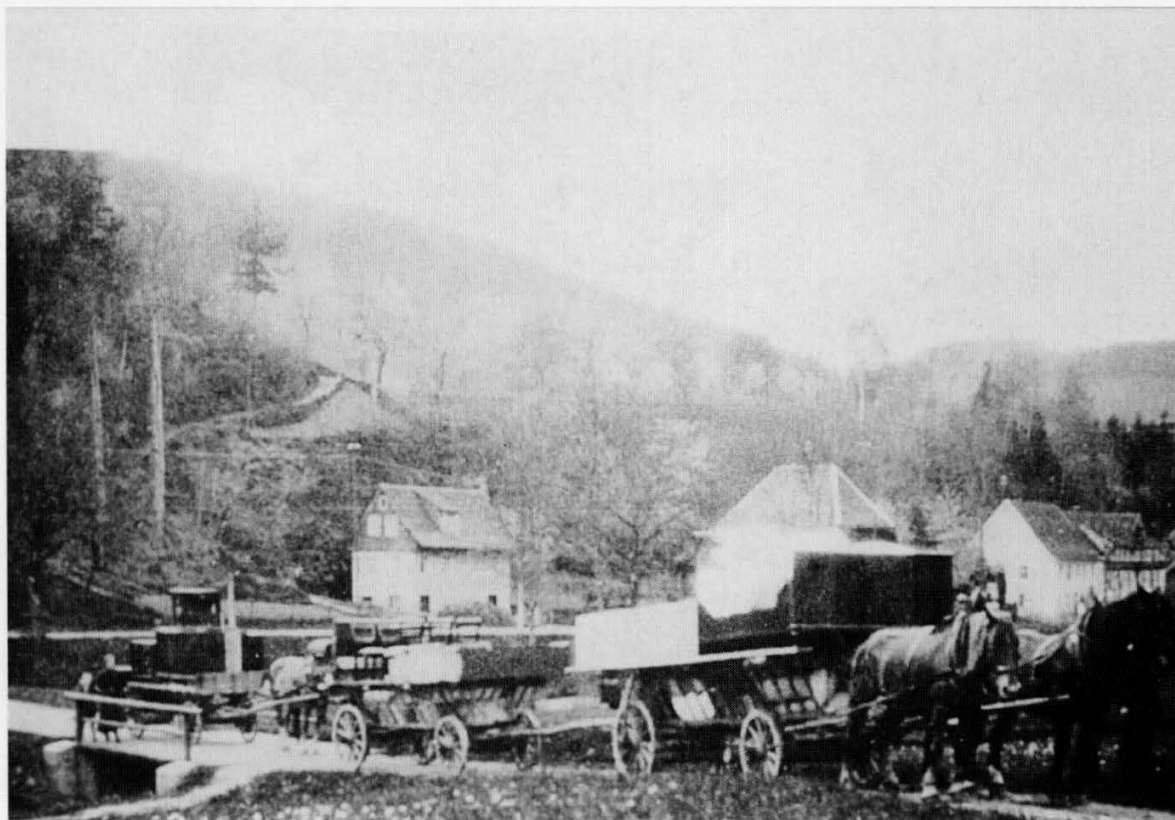
Zur Aussteuer gehörten die Schlafzimmermöbel, eventuell Stubenmöbel oder Küchenmöbel sowie Stoffballen, Bettwäsche und Kleider. Dazu kam noch ein Geldbetrag.

„Schlofzimmer un d’Stube. Die het mer mache lou biem Schriener. Un d’Matratz biem Sattler. Un s’Federbett. D’Muedder het alle drei Maidli kenne d’Better vun ihre Gausfedere mache len. Un drei neii Röck, komplett vum Schninder. Un drei Paar Bettanzieg. Un zue jedem Bett zwei Bettiecher, rieschtene.“ (1912)

Der Umfang der Aussteuer prägte den Umgang der Schwiegereltern mit der Schwiegertochter. Heiratete das Mädchen auf einen größeren Hof ein, bekam sie das zu spüren.

„No het’s gliche gheiße, was hesch du brocht? Wem mer net e Side Speck un Materialie oder en Bolle Geld brocht het, het mer halt nix ghae.“ (1924)

Mit der Heirat verließ das Mädchen den elterlichen Hof. Heirat bedeutete für die Frauen damals Versorgung und Sicherheit. Sie hatten zu essen, zu arbeiten und eine Familie und hatten somit ihr Ziel erreicht.



Brautwagen mit der Aussteuer, um 1930 (Privatbesitz)

„Mer het's Gfiel ghae, mer isch versorgt. Also mer het z'Esse, mer het z'Schaffe, mer het e Familie, des het glangt. Wenn ein d'Schwiegereldere dann no akzeptiert hen.“ (1924)

Die Hochzeit selbst war meistens ein großes Fest. Was den Arbeitsalltag danach anbelangt, gab es zum bisherigen Leben der jungen Frau keinen großen Unterschied. Diesbezüglich hatten sie, wie sie versicherten, auch keinerlei Illusionen.

„Ich war niender als wie deheim un han gschafft. No bin I doher kumme un han wieter gschafft.“ (1915)

Neu auf dem Hof: „Do war ich s'unterschte Glied. Des isch johrelong so gloffe.“ (1929)

Die junge Frau kam auf den Hof als Fremde. Ihren Mann kannte sie noch nicht im täglichen Zusammenleben. Die Schwiegereltern waren ihr fremd. Oftmals wohnten noch unverheiratete Geschwister des Mannes oder der Schwiegereltern auf dem Hof. Die Frauen erinnerten sich an die Härte der ersten Zeit auf dem Hof des Mannes.



Beim Brotbacken, um 1950 (Privatbesitz)

„Ich hab in e große Familie inghierat. Siebe Stick sin am Disch ghockt. Am zweite Dag scho. Aldi Lit. Wem mer als jungi Frau in so e Ding nie kummt, s'isch scho arg gsi.“ (1911)

Die junge Frau mußte sich an die Gepflogenheiten des Hofes anpassen und versuchen, auf die Familienmitglieder und deren Wünsche einzugehen. Von Nachbarn bekam sie gute und eindeutige Ratschläge mit auf den Weg.

„D'Nochberi het glich zue mir gsaid, e ondere Bruch wirsch au net bruche bringe. Du muesch halt des, was do gmocht wore isch, muesch du halt wieter moche. Un s'isch wirklich wohr.“ (1925)

Die junge Frau erlebte ihre Unterlegenheit und versuchte, sich mit der neuen Situation zu arrangieren. Zur Widerspruchslosigkeit erzogen, ordnete sie sich unter.

„Wenn ich dennoch von drusse rie kumme bin, no bin I in d'Kuchi kumme, no han I sie (Schwiegermutter) gfroget, was ich soll. Un no war's recht.“ (1924)

Es dauerte oftmals Jahre, bis sich die junge Bäuerin ihre Stellung auf dem Hof erobert hatte.

„Do war ich s'unterschte Glied. Des isch johrelong so gloffe.“ (1929)



Beim Essen, um 1935 (Archiv, Schwarzw. Freilichtmuseum)

Nicht jede Frau konnte sich selbst durchsetzen. Oft litten sie lange Zeit, bevor sie sich zu wehren wagten.

„S’war au schwer. Do lerne Sie unwillkierlich s’Muel halte. Un dann kommt e Zit, wo d’Schwiegereltern einfach ieberhand nehme. Un do mueß mer sich dann wehre. Un so hab ich’s gmacht, noch fufzehn Johr. Un vun dert an isch’s ufwärts gonge.“ (1924)

Wurde die junge Frau von den Schwiegereltern nicht akzeptiert und erfuhr sie auch keine Unterstützung durch ihren Mann, hatte sie ein schweres Schicksal zu tragen.

„S’het manchmol e Frau au schwer ghoe, dass sie weniger gsi isch wie e Magd. Wo de Bur vielmol zue de Eldere ghalte het. Un die Frau war grad do, zuem Kinder hoe. Sunsich het sie nix z’melde ghoe.“ (1925)

Zur schwierigen Lebenssituation trugen auch die engen Wohnverhältnisse auf dem Bauernhof bei. Das junge Paar hatte außer der Schlafkammer keine eigenen Räume. Im Winter war der einzig beheizbare Raum die Stube, wo die Großfamilie dicht gedrängt zusammen saß.

„Wo ich do ruf kumme bin, des (Stube) war de einzige warme Raum. De Vater un d’Muedder sin um de Ofen rum ghockt. Mir hen finf Kinder ghoe. Mir ware mit neun

Persone hinne in dem einzige warme Raum. Glaube Sie, dass mer oft sich het miesse ieberlege, was ich schwätz. Ja wo kunnsch denn du her, het's glie gheiße. Do isch mer durch ohne Murre.“ (1924)

Kindersegen: „Die sin halt kumme, no sin sie do gsi“ (1915)

Die Kinderzahl auf den Schwarzwaldhöfen war bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts groß. Vier bis zehn Kinder waren die Regel. Die vielen Geburten schwächten die Frauen. Die Kindersterblichkeit war hoch. Nach außen nahmen die Frauen die Geburten als selbstverständlich hin. Bei genauerem Hinhören klingt leichte Kritik an der sexuellen Abhängigkeit an.⁶ Familienplanung wie heute kommt ihnen in den Sinn, die damals undenkbar gewesen sei.

„Früher het's keini Pille gebe. Wege dem hen sie soviel Kinder ghoe. Un do het e Frau vielmol Kinder miesse hoe, bis sie nimmi het kenne.“ (1925)

Zum einen wurden Kinder als Arbeitskräfte auf den Höfen gebraucht. Sie ersetzten die Mägde und Knechte. Zum anderen war der Einfluß der Kirche und der Gemeinde auf die einzelnen Frauen groß. Kam nicht in regelmäßigen Abständen ein Kind, wurden ihnen Verhütung oder Vermeidung unterstellt.

„Wenn do eins verhierat war un isch geh biechte gonge, un het gsagt im erschte Johr, dass es net schwanger war, no het de Pfarrer d'Hell heiß gmocht.“ (1925)

Die Zeiten der Schwangerschaften verliefen für viele Frauen schwierig. Mit Rücksichtnahme auf ihren Zustand konnten sie nicht rechnen.

„Ich war vielmols schwanger. Am Morge het's Supp gäe, weißi Supp, schwarzi Supp. Un des han I immer broche. No han I als gar nix gesse. Ebbis z'sage, sell hab ich mich lang net getraut. Die hen ihri Supp gmocht. Un ich han net kenne doher kumme un alles umstülpe.“ (1929)

Da ihre Arbeitskraft auf dem Hof gebraucht wurde, arbeiteten sie ununterbrochen bis zum letzten Tag vor der Niederkunft.

„Ich hab em Monn emol Welschkorn ieglegt in d'Furche. No hab I zuem gsaid, wenn emol d'Gabel ellei im Feld stoht, no weisch wo I bin. In de Nocht hab I no au e Kind kriegt. Ich hab scho Wehe ghoe im Acker.“ (1925)

Viele der Frauen gebaren ihre Kinder noch zu Hause. Die Hebamme begleitete sachkundig die Geburt und kümmerte sich eine Woche lang um die Wöchnerin.

„Hab alli deheim kriegt. Mir hen e guede Hebamme ghoe. D'Doktor hen se uf de Latt ghoe (konnte sie nicht leiden), die isch e Doktori gsi.“ (1916)

Eine Woche lang blieb die Wöchnerin im Bett. Sechs Wochen insgesamt durfte sie das Haus nicht verlassen.

„Do isch mer halt drinne bliebe. Sechs Woch isch's gonge, bis de us em Hus bisch.“ (1916)

Die Kinder wurden bald nach der Geburt getauft. Ein ungetauftes Kind hatte nicht den Segen Gottes, falls es sterben würde. Die Mutter war bei der Taufe nicht dabei. Vater, Hebamme und Paten gingen zur Taufe.

„Dert het mer se meischtens deift mit vierzehn Dag, manchmol noch friehjer. Un d'Mueder isch net emol mitgonge. Do hen sie gsaid, du konnsch noch net nus. No isch d'Gote un de Getti debie gsin.“ (1925)

Der erste Gang der katholischen (ursprünglich auch der evangelischen) Mutter außer Haus führte in die Kirche zur Aussegnung.⁷ Die Frau mußte vor dem Gottesdienst zum Pfarrer gehen und ihm mitteilen, daß sie zur Aussegnung gekommen sei. Nach dem Gottesdienst wurde die mitgebrachte Kerze angezündet und der Pfarrer sprach die Aussegnung. Den Vorgang der Aussegnung erlebten viele Frauen als peinlich. Es fiel ihnen schwer, genau zu sagen, weshalb sie es so erlebten. Zum einen, weil damit vor allen Leuten bekannt wurde, daß sie Mutter geworden sind. Die Vorgänge um eine Geburt und um Sexualität wurden als Geheimnis behandelt. Darüber wurde nicht geredet. Die Frauen hatten auch das Gefühl, durch die Geburt würden sie von der Kirche als unrein angesehen werden. Ausgesegnet wurden nur Mütter, die in kirchlich geschlossener Ehe lebten.

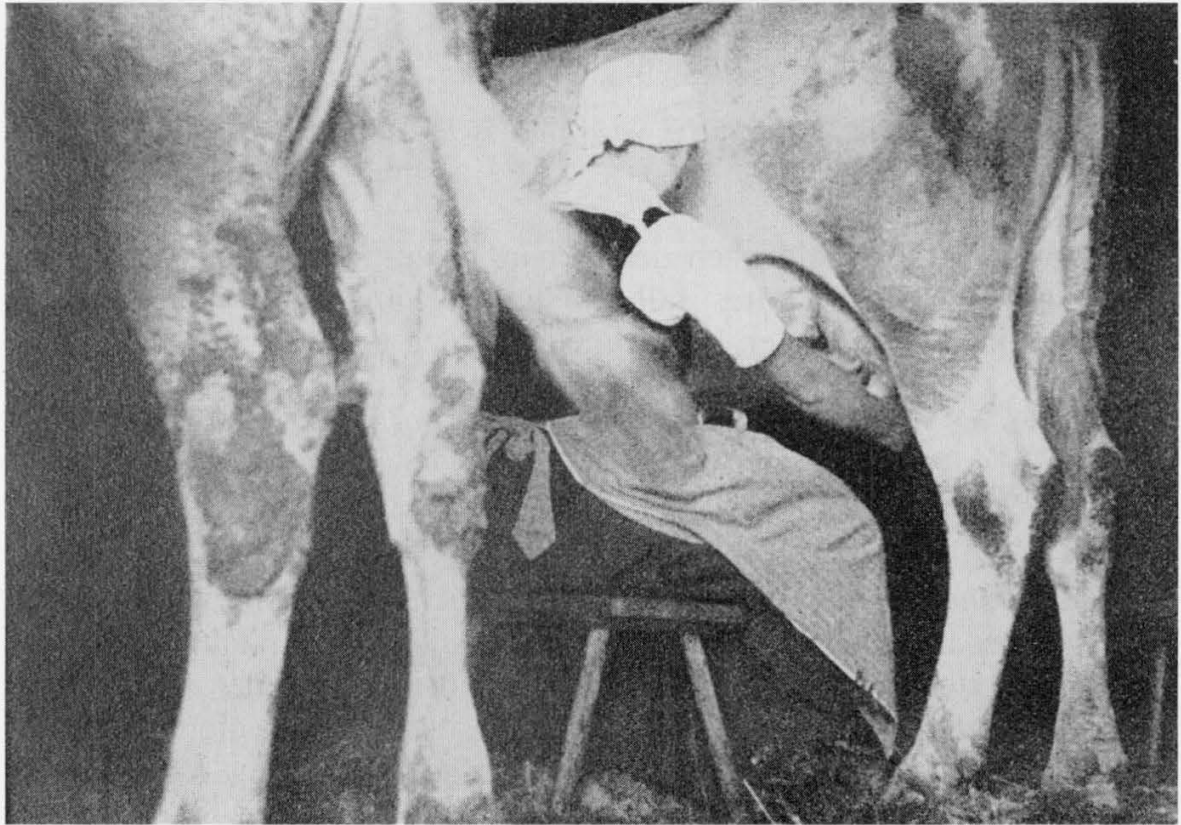
„Der erschte Weg von de Mutter isch in d'Kirch gsi, zum Ussegne. Vorher isch se niene no. Do isch mer in d'Kirch gonge. Un geniert het mer sich au e bissli. Un no hesch guckt, dass de de Pfarrer verwisch, bevor dass andere Lit in de Kirch sin gsi.“ (1925)

„Un no het mer z'erscht miesse in d'Kirch un no isch mer aussegnet wore. Der Leib het miesse zerscht aussegnet wäre. Ich weiß net, isch des e Unreinigkeit gsi, wenn mer e Kind gebore het.“ (1929)

„Peinlich war's. Ha no hen die andere alli gwißt, aha, die het e Kind ghoe. Des isch friehjer arg verheimlicht wore.“ (1925)

Für den Fortbestand des Hofes und den Erhalt des Familiennamens war die Geburt eines Jungen in den Augen der Bauern wichtig. Die Frauen erlebten die Geburt eines Mädchens als nicht erwünscht. Dadurch wurde der Umgang mit dem weiblichen Kind von vornherein geprägt.

„Wenn e Bueb uf d'Welt kumme isch, het de Vater si Stolz ghoe. Die sin viel werter gsi. Ha des isch widder e Hoferbe. Wegem Name, de Name.“ (1925)



Beim Melken, um 1930 (Privatbesitz)

Die Verantwortung für die Kindererziehung wurde den Frauen aufgebürdet. Sie trugen die Schuld, wenn die Erziehung nicht wie gefordert verlief.

„Wenn d’Kinder net grote, wie sie hätte solle, no isch d’Frau schuldig gsi. Des isch de Frau ihri Sach. D’Kindererziehung ghert de Frau, net im Mann.“ (1925)

2. Arbeitsalltag der Bäuerin

Feldarbeit, Waldarbeit, Heuen, Ernten: „No han I halt d’Huserbet liege lou un bin gange.“ (1915)

In der Arbeit für den Hof sahen die Bäuerinnen ihren Wert. Sie waren stolz darauf, daß ihre Arbeitskraft in allen Bereichen gebraucht wurde.

„Oegfonge vun de Stallarbeit bis zuem Wald het mer jo miesse alles mithelfe.“ (1929)

„D’Biiri war vordus un im Hus, ieberall.“ (1911)

Auf den Höfen wurden Milchkühe, Jungtiere, Schweine, Hühner, Schafe, Ziegen gehalten. Die Tätigkeiten der Frau im Viehstall waren Kühe melken



Bei der Ernte, um 1935 (Privatbesitz)

und Kälber tränken. Das Kleinvieh, Schweine und Hühner, versorgte sie allein. Die Arbeit außer Haus und Hof nahm je nach Jahreszeit alle vorhandenen Arbeitskräfte in Anspruch. Auch die Bäuerin ging mit auf das Feld, auf die Heuwiese oder in den Wald. Der Bereich der Hausarbeit war zweitrangig. Hierfür gab es keine Anerkennung. Wenn sie ihrem Mann zur Hand gehen konnte, ließ sie im Haushalt alles stehen und liegen und nahm an der „richtigen“ Arbeit teil.

„No han I halt d’Huserbet liege lou un bin gange. Wenn’s Fueder gai het, Gras zamme reche. Oder wem mer Garbe gmacht het, zemme trage uf Bündel. Erdepffel hem mer mit nunder ghacket. Im Herbscht, wenn Tannereisig gmacht wore isch, hem mer miesse helfe ufsetze.“ (1915)

Schwierig wurde es für die Frauen, wenn kleine Kinder zu versorgen waren. Ihr blieb nichts anderes zu tun übrig, als die Kinder einfach mit auf das Feld zu nehmen, wo sie sich selbst überlassen wurden.

„Wenn de Mae halt gangen isch uf s’Feld, no isch mer halt mit. Wenn Kinder do ware, wo no net in d’Schuel sin, no het mer’s mitgnumme.“ (1924)

Andererseits wollten die Frauen an der Arbeit außer Haus teilhaben und nicht nur die gering geachtete Hausarbeit erledigen.

„Do bisch ieberall debie gsi. Deheim het mer net welle hocke.“ (1925)

Dabei nahmen sie keinerlei Rücksicht auf ihre Gesundheit. Sie waren stolz auf ihr Durchhaltevermögen.

„Solang mer e klein weng sich ieber Wasser halte het kenne, isch mer net krank gsi.“ (1915)

Hausarbeiten wie Kochen, Backen, Putzen, Waschen, Bügeln, Flicken, Nähen waren ausschließlich Frauenarbeiten. Daß sie ihre Männer bei der Feld- und Waldarbeit unterstützten, war für die Frauen selbstverständlich. Daß die Männer ihnen bei der Hausarbeit zur Hand gehen könnten, war für sie unvorstellbar. Das schafften sie allein.

„D'Männer hen halt vun de Frauenerbete nind welle wisse. Des isch net gsi wie hitzetag, dass de Mae spielt, nai. E Frau het miesse meh schaffe, sell isch wöhr.“ (1912)

Hausarbeit galt nicht als vollwertige Arbeit. Sie mußte nebenbei erledigt werden, wenn draußen, beim „Schaffen“, die Hilfe der Frau nicht gebraucht wurde. An Regentagen hatten die Frauen Zeit, „ihre“ Arbeit zu erledigen. Sie empfanden die Hausarbeit, die sie eigentlich für alle erledigten, als „ihre“ Arbeit und Pflicht.

„Un wenn Regewetter gsi isch, no hesch au widder Zit ghoe, dass de s'Sach hesch kenne flicke un naihe un moche. Mer het zu allem au widder Zit kriegt.“ (1925)

Oft arbeiteten die Frauen bis spät in die Nacht, um die Hausarbeit zu erledigen. Nachmittags zu Hause bleiben und Hausarbeit zu erledigen, wenn die Frau draußen gebraucht wurde, war undenkbar. Die Frauen haben verinnerlicht, daß ihre Hausarbeit keine Arbeit ist. Wenn eine Frau nachmittags bügelt, drückt sie sich vor der eigentlichen Arbeit.

„Biegelt het mer meischtens am Obe. S'isch manchmol zehni, halber elfi gsi, wo ich noch biegelt hab. Wenn do e Frau am Nomedag deheim bliebe wär, wegem Biegle, no hätt's gheiße, des isch e Fule, die geht net rus.“ (1925)

Der Hausputz war ein notwendiges Übel. Putzen wurde nicht als Arbeit anerkannt. Ordentlich und sauber wollten es die Männer schon haben, meinten die Frauen. Sie putzten also nicht, weil sie es selbst für richtig hielten. Es ist ihnen wichtig, den Wunsch des Mannes als Grund zu nennen. So wird auch die Arbeit des Putzens aufgewertet.

„Putze hem mer au miesse. De Monn het's au welle sufer hoe.“ (1920)

Bei aller Arbeitsüberlastung hatten die Frauen ihren Stolz, besonders schöne und vielfältige Blumen in ihren Gärten zu haben. Der Garten gehörte ihnen allein. Um so schlimmer war es für sie, wenn ihnen keine Zeit für

ihren Garten blieb und sie ihn vernachlässigen mußten. Der Garten galt als das Aushängeschild der Qualität der Bäuerin.

„Un noher uf d'Blueme isch halt au guckt wore. Do het mer scheeni Blueme ghoe. Selli Frau wo keini Blueme ghoe het, die het irgendwie kei Spaß am e Sach ghoe.“ (1925)

„Mer het halt guckt, daß mern so gued wie meglich in Ordnung gha het. Daß wenn iemer kommen isch un het nie guckt. Do sieht mer scho eweng vom Hushalt im Garde.“ (1915)

Die Frauen versicherten, sie würden denselben Lebensweg wieder gehen, trotz Arbeit und Entbehrungen. Es gab und gibt für sie keine Alternative, die sie in ihrer Vorstellung zulassen können.

„Ich hab d'Erbet kennt, mir het's nix usgmocht. Hab scho vielmol gsaid, wenn ich hit nomol jung wär, ich tät's widder moche.“ (1916)

„Mer het's gern gmocht. Het mer nix due. Des hesch du do uf em Hof als Kind schon so gmacht. Un noher isch des automatisch widder gonge.“ (1928)

3. Frau sein als Bäuerin

Alltagsfreuden und -sorgen der Bäuerinnen: „Ja d'Männer hen sich scho meh erlaube kenne, aber d'Frau isch oebunde gsin deheim.“ (1920)

Die Frauen fühlten sich für das friedliche Zusammenleben der Familie verantwortlich. Sie ordneten sich der auf den Bauernhöfen herrschenden Hierarchie unter. Von Auseinandersetzungen nahmen die Frauen Abstand. Sie erklärten, um des Frieden willens geschwiegen zu haben.

„Do isch net drieber gschwätzt wore. Des het mer angnomme. Do het mer net kritisiert oder denkt, mer isch benachteiligt. Ich mein, wenn Friede war, no war recht, un wenn net, het mer halt guckt, dass widder Friede wore isch.“ (1924)

„Uf de Burerei scho. Hesch jo kei onderi Wahl ghoe, wenn Friede hätt sodde im Hus sin, bisch untertän gsi.“ (1920)

Widerspruch kam auch aus Angst vor Konsequenzen nicht in Frage. Die Frauen waren auf ihren Mann und den Hof als Lebens- und Arbeitsraum angewiesen.

„Des wär au gar net gonge. Do hätt's es net due. Do wär ich vertriebe wore. Aber ich denk halt, die Generation het des jedes akzeptiert.“ (1924)

Den Frauen war ihre wirtschaftliche Abhängigkeit leidvoll bewußt. Sie analysieren klar, welche Vorteile heutige Bäuerinnen haben. Ihre eigene wirtschaftliche und soziale Stellung von früher schätzen sie realistisch und ohne Verklärung ein.

„Also de Bauersfraue goht's hit besser wie friehjer. Die meischte sage gliedh zuem Monn im Vorus, ich gong net in Stall. Ich mach de Hushalt un d'Kinder. Wenn friehjer do eini net in Stall gonge wär, no täte se sage, no blieb, wo der bisch.“ (1925)

„Hajo, hit geht's ene besser. Erschtens sie behauptete sich, mir hen uns net behauptete kenne. Uns het au manchmol ebbes gstunke. Mir hen kei Geld ghoe. Des spielt e Hauptrolle.“ (1920)

Für den Haushalt stand der Bäuerin das Geld zur Verfügung, das sie durch den Verkauf von Eiern und Butter einnahm. Damit konnte sie frei wirtschaften.

„Do het mer halt Budder un Eier uf de Märkt due. Des tät hit nimmi lange. Des isch s'Hushaltsgeld gsi.“ (1911)

Für größere Anschaffungen stand das Haupteinkommen aus Rinderverkauf und Waldeinnahmen zur Verfügung, das der Bauer verwaltete. Für Kleidung und größere Anschaffungen im Haushalt mußte der Bauer sein Einverständnis geben. Er verwaltete ja das „Große Geld“. Die finanzielle Abhängigkeit der Frau vom Bauer war groß. Der Bauer verwaltete den Hof wirtschaftlich und genehmigte größere Geldausgaben.

„Ich hab's Hushaltsgeld ghoe un de Mann het's groß Geld ghoe.“ (1911)

„Wenn hit d'Fraue miesste am Monn s'Geld abbettle, wenn sie ebbis welle, zuem Oeziege.“ (1920)

Die Frauen wurden von Kind auf zur Nachgiebigkeit und Bescheidenheit erzogen. Sie haben nie gelernt, persönliche Ansprüche zu äußern. Sie stellten ihre Bedürfnisse unter das wirtschaftliche Wohlergehen des Hofes.

„Ich hab mir do net viel erlaubt. Dass ich selber mol was Scheens ghabt hab. Ich glaub net. Wenn ich gnug Geld ghabt hätt, hätt ich vielleicht scho mol e bissel mir was gleistet. Mer isch ebbe auf diese bescheidene Art aufwachse. Un des isch eim bliebe. Mer het lieber sich nichts gönnt un het's lieber in die Sache (den Hof) rein-gsteckt.“ (1914)

Von erfüllten Wünschen, die für die Frauen Luxus bedeuteten, zehrten sie ein Leben lang. So erzählte eine Frau mit leuchtenden Augen, wie sie von ihrem Mann vor vielen Jahren eine Handtasche geschenkt bekam.

„Wünsche, vielleicht schon, aber mer het ne net g'äußert. Ich han lang kei Handtasch gha. Un des war halt ebbis, wo ich gern gha hätt. Un no war emol Martini Märkt, am Anfang, wo mer ghierate ware. Un am Obe ware mir d'unne. No han I zue miem Mae gsaid, ah, het's dert scheeni Dasche. Un er goht nah un kauft mir eini. War ich froh. Des weiß ich noch.“ (1924)



Waschen, um 1930 (Archiv
Schwarzw. Freilichtmuseum)

Wurden die Frauen gleichberechtigt an der Bewirtschaftung des Hofes beteiligt, sahen sie das nicht als selbstverständlich an, sondern als besondere Güte ihres Mannes.

„Ja, hit mache mer des un hit mache mer sell. Un morgge mache mer s'ander. So isch des Ding besproche wore. Ich han net weniger d'sa ghae. Ich han e gueder Maghae.“ (1915)

Der Umgang mancher Männer mit ihren Frauen war von Härte geprägt.

„D'Wieber hen doch miesse s'Mul halte friehjer. D'Männer ware au net zimperlich, het au mol kenne passiere, dass sie eine uf d'Gosch kriegt.“ (1921)

Auch scheint die eheliche Treue oft einseitig gehalten worden zu sein. Diese Erfahrungen führten zur stillen Resignation der Frauen.

„Nebe de Frau d'Magd, wenn e scheeni, jungi Magd do gsi isch, die het au im Burghert, net bloß d'Frau. Des war Tradition. Un vun wege ebbis sage. Denke het sie kenne, aber sage het sie nix derfe. Vor em Monn het sie Respekt miesse hoe. Un hit isch Gleichberechtigung. Un hit behaupte sie sich.“ (1920)

Frauen waren enger an Haus, Hof und Familie gebunden. Sie hatten die regelmäßige Sorge um Kinder und Tiere zu tragen und waren für den geregelten Haushalt zuständig. Während der Bauer sich frei machen konnte und Geschäften außerhalb des Hauses nachging, waren die jungen Bäuerinnen an das Haus gebunden.

„Jo, d’Männer hen sich scho meh erlaube kenne, aber d’Frau isch oebunde gsin deheim. Ja, will d’Erbet do gsi isch. Mer kann doch d’Viecher net briele losse. De Monn het immer kenne go, aber d’Frau net. Zue dem bisch verurteilt gsi. Die Fraue sin untertän gsin. Manchmol het’s dir au gstunke. Aber du hesch halt kei anderi Wahl ghoe. Hesch jo net kenne mit de Löcher im Strumpf umenonder laufe.“ (1920)

Die jungen Bäuerinnen gingen Sonntag nachmittags oft nach Hause, um mit ihrer Mutter zu sprechen. Sie fühlten wohl Heimweh und Sehnsucht nach Vertrautheit. Aber sie scheinen ein schlechtes Gewissen dabei gehabt zu haben und verteidigen noch heute, dass ihnen dieses Recht doch eigentlich zugestanden habe.

„Am Sundi Nomedag bin ich vielmols heim zue de Muedder. Hab ich mir d’Zit rus gnumme. Alle vierzeh Dag. Des brucht mer au.“ (1911)

„Solang I mini Eldere gha han, bin ich schon noch heim. Sell Zit het mer sich gnumme. Am Sundig numeda.“ (1915)

Der Gang am Sonntag in die Kirche bot eine der wenigen Möglichkeiten, sich mit anderen zu treffen und Neues zu erfahren. Durch die Isolierung der Frauen auf den abgelegenen Höfen kam es nicht zum Gedankenaustausch über die Alltagsorgen. Die Frauen wurden zur Schweigsamkeit erzogen. So blieben die Probleme unterm Dach.

„Mer het Gedanke ustuscht. Oder het mol gsaid, mer het dies kocht oder jenes kocht. Aber sunsch. Probleme vun de Ehe, des het mer fer sich bhalte.“ (1924)

„Des het d’Muedder scho gsaid, Marie, blieb us de Hieser. Wem mer viel in d’Hieser hockt, isch net gued. Des hab ich befolgt. Mer het jo au kei Zit ghoe.“ (1911)

Hygiene: „Het mer e Wäscheschissle gnumme.“ (1911)

Die hygienischen Verhältnisse in den Bauernhäusern waren bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts sehr einfach. Bad oder Toiletten einzubauen, war aufgrund der Raumaufteilung schwierig. Die Toiletten waren außerhalb des Hauses, was vor allem im Winter oder nachts unangenehm war.

„Un s’Klo außerhalb vom Hus. Sell het mer zue de Dier nus miesse un do hinter. Des im Winter, wenn alles z’amme gfreore isch.“ (1936)

Für die tägliche Wäsche gab es Waschschüsseln, die im Hausgang oder in der Küche an der Wand hingen. Interessant ist, daß die Waschschüsseln geschlechtlich getrennt genutzt wurden. Auf einem Hof gab es je für alle männlichen und für alle weiblichen Bewohner eine Waschschüssel.

„Do sin so Stick zwei Wäscheschissle, het mer gsaid, sin uf em Hof gsi. Die sin dus ghängt in de Kuchi oder im Husgang. E Deil hen d'Männer benutzt un e Deil hen d'Fraue benutzt.“ (1914)

Man wusch sich in der Küche oder in der Stube. Allerdings beschränkte sich die tägliche Reinigung auf Gesicht und Arme.

„Ha mer het sich jeden Dag emol gwascht. Also s'Gsicht gwascht. In de schwarze Kuchi. Im Winter in de Stub. Isch d'Kuchi kalt gsi.“ (1920)

Baden war nicht üblich. Im Winter wusch man sich nicht täglich, da der Aufwand zu groß war.

„Im Winter het mer des all vierzeh Dag emol gmocht. Do hesch halt e Kiebel voll Wasser ghoe un no hesch dich gwascht. Un no bisch no drie gstone.“ (1920)

„E Bad, nai. Do het mer so e Holzwanne ghabt. Do het mer gwasche drin un do het mer kenne bade drin. In de Küche het mer des gmacht.“ (1914)

Im Sommer konnte man draußen baden. Die Sonne erwärmte das Badewasser.

„Mir hen e Badwann ghoe. In de 50er Jahr. Im Summer hem mer se meischtens hinters Hus gstell, vor d'Sauställ, wo am Numedag d'Sunn noe gschunne het. Am Obe bisch no niegstone.“ (1920)

Im Sommer gingen die jungen Frauen im Fluß baden. Da Badekleidung fehlte, gingen sie mit den Kleidern ins Wasser.

„Badet hem mer in de Kinzig. No sin mer an d'Kinzig gonge, no hem mer badet im Rock. Wenn's im Heiet heiß gsi isch.“ (1916)

Die Haare wurden einmal wöchentlich in der Stube gewaschen, gekämmt und geflochten. In der Stube hing ein Spiegel, vor dem man sich kämmen konnte.

„Die ganze Zepf het mer net ufgmocht, jeden Dag. Do het mer gar kei Zit oegnumme. No het mer halt d'Zepf runter gmocht, het sich e bissle gstrählt un het's widder nuf. Am Sundig het mer die Zepf ufgmocht un het meischtens au de Kopf gwascht.“ (1914)

„Wenn der Hoor gwascht hesch in de Stub, des het keiner gstört.“ (1920)

Menstruation: „Des het miesse verheimlicht were.“ (1920)

Die monatliche Blutung war für die Frauen eine Belastung. Zum einen bedingt durch die hygienischen Möglichkeiten, zum anderen durch die Vorurteile der bäuerlichen Gesellschaft.

„Ha sell war jo frieher gonz schlimm, wenn sie ihri Period ghoe hen.“ (1925)

Bevor es Stoffbinden oder später industriell gefertigte Binden gab, halfen sich die Frauen durch Zusammenknöten der langen Hemden, die sie trugen, oder sie steckten sie zwischen den Beinen mit einer Sicherheitsnadel zusammen.

„Also gonz frieher, do hen sie longi Hemder oe ghoe. Un do hen sie unde e Hexeguff nie gmocht, hen sie als verzehlt. Un no später het mer die Bindene ghoe.“ (1925)

Wie die Mütter damit umgingen, konnten sie nicht erzählen, da das Thema tabu war.

„Ich glaub d’Mueder het als gsaid, gar nix het mer gha. Was het se als zue mir gsaid: Du muesch e alde Lumpe oder was ins Bett due, dass s’Bett net so dreckig wurd. Aber sunsch, do isch jo au net drieber gsproche wore. Des isch jedem sin Geheimnis gsi.“ (1924)

Die ersten Binden waren aus Stoff und mußten gewaschen werden. Die gewaschenen Binden wurden auf der Wäscheleine getrocknet. Da die Menstruation mit einem Tabu belegt war und als unrein empfunden wurde, waren auch damit Schwierigkeiten verbunden. Die Frauen mußten die Binden versteckt aufhängen, damit sie nicht gesehen wurden. Kamen die Binden mit Männerwäsche in Berührung, wurden die Frauen dafür zur Rechenschaft gezogen.

„Jetzt hab ich die Binde hinter de blaue Hemder im Garde, hab ich jo d’Wäsch ufghängt, verschoppt (versteckt). Un do isch e Bind hinter’m Opa sinem Hemd ghängt. Aber der het mich fertig gmocht. Heimlich hesch se immer hinter ebbis ghängt, dass es nieme gsehne het. Des het miesse verheimlicht were. Wie d’Mensche frieher plogt gsi sin.“ (1920)

Das Aufhängen der Binden wurde von der Öffentlichkeit beobachtet, zeigte es doch, wann die Mädchen geschlechtsreif wurden oder ob die Frauen schwanger waren.

„Do isch guckt wore. Die junge Kerle hen scho guckt, ah, selli, gell.“ (1920)

Hatten die Frauen ihre Tage, mußten sie Regeln beachten, die ihnen ihre Mütter bei ihrer ersten Periode mitteilten. Die Regeln bezogen sich unter anderem auf die Ernährung.

„Jesses Gott, selli erscht Predigt, wo uns d'Mueder verzehlt het. Wenn der Period ghoe hesch, hesch derfe kei suhri Bohne esse, kei Suhrkrut, kei Salat.“ (1925)

Ebenso betrafen die Regeln den Umgang mit Wasser. Die Frauen durften sich nicht waschen und keine Wäsche waschen.

„Kopf net abwesche, keini Bei wesche. Un isch in de Ern manchmol gsi. Un no hesch miesse de gonz Dag im Ernacker stoh. Striempf hesch miesse oe hoe. Un d'Bei sin aber doch no dreckig gsi. Un no hesch halt derfe bloß e fiechter Lumpe nehme un d'Fieß abriebe.“ (1925)

Der Umgang mit Nahrungsmitteln unterlag während der Menstruation ebenfalls Verbotsregeln. Es durfte nicht konserviert werden, weder Marmelade eingekocht noch Sauerkraut eingelegt. Die Frauen durften nicht mit konservierten Nahrungsmitteln wie Sauerkraut oder sauren Bohnen in Berührung kommen.

„Do het au eini derfe nix iemoche. Oder Suhrkrut iemoche, des hesch net derfe. Oder an d'Suhrkrutstonde goe, keins hole. Un wenn de allei gsi bisch, was hesch gnumme, no hesch de Kiechlespitz gnumme un hesch's rus gholt.“ (1925)

Männer scheinen diese Regeln kontrolliert zu haben und Zuwiderhandlungen wurden öffentlich gerügt zur Beschämung und Demütigung der Frauen.

„S'Vogtsbure Adelheit war e Vierteljahr bi uns Magd, vun de Ern bis Wiehnachte. Un de Stinnesjörg isch Knecht gsi. Mir hen gerntet. Un am Vormiddag isch's verdammt heiß gsi. Un die het ihri Tage ghoe. Un jetzt, wo sie heimkumme isch, isch die an de Brunnetrog un het die Bei gwescht, kei Hos un nix oe. Un no isch de Stinnesjörg rie kumme zuem Vadder: Bur kum mol do rus un guck des Ding oe. S'ganz Wasser hen sie abgloßt. An dem Dag isch kei Vieh tränkt wore. Des vergiß I net.“ (1920)

Auch beim Schlachten wurden die Frauen weggeschickt, wenn sie menstruierten.

„E Metzger, der het als bi uns gmetzget. Un no het er gfrogt als, was isch, sin alli kuscher? Un selli, wo e roter Kopf kriegt het: Du verschwindesch. Do het nieme derfe an de Wurscht ebbis rum moche.“ (1925)

Die Frauen durften keine Kirschen brechen, da sonst der Kirschbaum eingehen würde. Wieder waren es Männer, die die Frauen zur Rede stellten. Diese mußten öffentlich ihren Zustand eingestehen, der doch tabuisiert war. Sie fühlten sich gedemütigt.

„Ich hab als Chriese broche uf em Flache obe. Un der Bur het als gsaid, wenn eini drunter isch, die goht mer net uf de Baum. Die het miesse de gonz Dag Chriese uf em Bode ufhebe. Un wenn der do kumme bisch, ha, do hesch doch glie e roti Birn kriegt, wenn er mi des gfrogt het.“ (1925)

Die Frauen hatten diese Vorurteile verinnerlicht. Sie glaubten selbst daran, daß sie während ihrer Menstruation etwas ausdünsteten, was schädlich war.

„Aber es isch net gonz verloge. E Kusini von mir, die het au chriese welle. No hab I gsaid, du bruchsch net kumme, mir isch's nimmi gued. Ha mir au net. No hem mer gsaid, ha des weiß doch de Vadder net. Du, seller Baum het krätzt, bis er kaputt gongen isch.“ (1925)

Für ihre Unterstützung danke ich allen Frauen, die mir ihr Vertrauen schenken und zu einer Befragung bereit waren. Durch ihre Aussagen entstand ein lebhaftes Bild vom Leben der Frauengeneration auf den Schwarzwaldhöfen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Die Frauen haben hart gearbeitet. Sie sehen einerseits die Erleichterung, die heutige Bäuerinnen durch die Maschinisierung der Landwirtschaft erfahren.

„D'Bäuerin het's hit scheener, scheener wie mir's ghoe hen. Will alles maschinell gmacht wurd un mir hen mien alles mit de Hand moche.“ (1916)

„Ich wod ig's dann au so scheen, wie's die andere hen. Aber des isch fer mich vorbei.“ (1915)

Aber sie vergleichen auch die mit dem wirtschaftlichen Druck und der Technisierung verbundene Hektik im Leben heutiger Frauen mit dem früheren ruhigerem Leben. Früher arbeitete man ihrer Meinung nach gemeinsam und gelassener als heute.

„Aber in gwise Sache hem mir trotzdem ruhiger glebt wie hit die Fraue. Zufriedener. Mir hen au mol mit ebbis Spaß ghoe. Un hen mol kenne zomme sitze un mitnonder lache un singe.“ (1925)

„S'Lebe war einfacher, mer het kei so Anspruch ghoe. Mer het halt zamme gholfe.“ (1929)

Literatur „Frauen auf dem Schwarzwaldhof“

- Bidlingmaier, Maria: Die Bäuerinnen in zwei Gemeinden Württembergs. Diss. Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1918. Neuauflage: Kirchheim/Teck 1990
- Inhetveen, Heide; Blasche, Margret: Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Opladen, 1982
- Jockers, Inge: Frauen auf dem Schwarzwaldhof. Interviews mit Bäuerinnen und Mägden. Eine Dokumentation zur Ausstellung im Schwarzwälder Freilichtmuseum. Gutach 1998
- Marski, Ulrike: Frauen im Dorf. Aus ihrem Schicksal das Beste gemacht. Hrsg. v. Marski, Ulrike; Frenz, Sibylle; Bedal, Albrecht; Bedal, Inge: Hohenloher Freilandmuseum, Kataloge und Begleitbücher Band 12
- Preuschen, Gerhardt: Der bäuerliche Familienbetrieb. Stuttgart 1959
- Weber-Kellermann, Ingeborg: Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit. München 1983
- Wohlgemuth, Marta: Die Bäuerin in zwei badischen Gemeinden. Inaugural-Dissertation an der Großherzogl. Bad. Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. Karlsruhe 1913

Anmerkungen

- 1 Bidlingmaier, Maria: Die Bäuerinnen in zwei Gemeinden Württembergs. Dissertation an der Hohen Staatswissenschaftlichen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1918. Neuauflage Jürgen Schweier Verlag Kirchheim/Teck 1990; Wohlgemuth, Marta: Die Bäuerin in zwei badischen Gemeinden. Dissertation an der Großherzogl. Bad. Albert-Ludwigsuniversität Freiburg i.Br. Karlsruhe 1913
- 2 s.o. 133
- 3 s.o. 109
- 4 s.o. 112
- 5 s.o. 113
- 6 „Der ermüdete Organismus vermag nicht mehr das Eheleben in Frische aufzunehmen; und die Frau empfindet es als Last, verheiratet zu sein, obwohl sie doch als Mädchen kräftig und sinnlich-froher Art war. Daraus entsteht oft leise Bitterkeit dem Mann gegenüber, der sie körperlich beherrscht und über ihre Kräfte ausnützt. Schon im ersten Jahr erwartet sie ein Kind.“ Bidlingmaier, 167
- 7 Eine mögliche Erklärung zur Aussegnung habe ich bei Alois Siegel, Lichter am Lebensweg, Aus unserer hergebrachten Volksfrömmigkeit, Karlsruhe 1953, 45 gefunden: „Die Anfänge dieses Brauches gehen auf alttestamentliche Bestimmungen zurück, nach denen eine Frau 40 Tage nach der Geburt eines Knaben und 80 Tage nach der eines Mädchens ein Reinigungsopfer zu bringen hatte. Eine mehr volkstümliche Meinung bestand auch in christlicher Zeit darauf, daß eine Mutter vor der Aussegnung weder unter die Leute noch in die Kirche gehen dürfe. Starb sie, so zögerte man in einzelnen Gegenden, ihren Leichnam in die Kirche zu tragen oder nur auch in geweihter Erde zu begraben.“



Das Bild zeigt die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Schwarzwälder Freilichtmuseums, Inge Jockers – rechts – im Gespräch mit der ehemaligen Gutacher Hebamme, Irmgard Heinzmann. Das Gespräch diente der Vorbereitung der Sonderausstellung – Geburt–Hochzeit–Tod.